

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 1

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das bosnische Drama

Keine islamische Solidarität gegen Gross-Serbien

Ethnisch gesehen handelt es sich bei den Muslims im ehemaligen Jugoslawien um fünf verschiedene Gruppen. Die kleinste ist die der Türkenabkömmlinge, von denen es allenfalls noch knapp zehntausend gibt. Die nächsten beiden Gruppen sind die kroatischen und serbischen Muslims, deren Vorfahren während der fast 500jährigen Herrschaft der Osmanen zum Islam übertraten. Dann sind da die Albaner, und schliesslich kommt als stärkste Einzelgruppe die der Bosniaken.

Die gross-serbische Propaganda bezeichnet all diese Muslim-Gruppen pauschal als *Türken* und damit als Ausländer, als Invasoren, die es hinauszuerfassen gelte. Soweit man überhaupt den evidenten südslawischen Ursprung der Muslims zugeben bereit ist, beschimpft man sie als Renegaten, als Opportunisten, die zu Türken und damit zu Verrätern am eigenen Volk geworden seien – so als hätte sich das alles gestern abgespielt, und nicht vor Hunderten von Jahren.

Am allerwenigsten ist man bereit, die Bosniaken als das anzuerkennen, was sie in der Mehrheit sind, nämlich Nachkommen von Einheimischen, die sich lange vor der Türkenzeit zum Islam bekehrten. Der bosnische Islam geht nicht auf muslimische Invasoren, sondern auf eine christliche Häresie zurück, nämlich die Sekte der «Gottesfreunde» (*Bogomilen*), also eine lokale Ausformung des arianischen Christentums, so genannt nach dem Bischof *Arius*, dessen Vereh-

rer *Wulfila*, die Bibel ins Gotische übersetzte.

In Spanien hatte sich rund hundert Jahre vor dem Eintreffen der Araber das westgotische Königshaus zum Katholizismus bekehrt, doch blieben manche ihrer Untertanen inoffiziell dem arianischen Christentum verhaftet. Stellenweise trat deshalb die drangsalierte Bevölkerung *en bloc* zum Islam über, ähnlich wie später in Bosnien die von katholischen Kroaten und orthodoxen Serben bedrängten Bogomilen. Zur Bekanntschaft mit dem Islam kam es dort wahrscheinlich durch arabische Händler und Reisende im achten/neunten Jahrhundert.

Der Übertritt zum Islam war insofern naheliegend, als das Jesusbild des Bischof Arius dem des Koran entsprach. Jener – gegen Lebensende mit dem Bann belegte – Geistliche predigte nämlich, dass Jesus ein Prophet war, der lediglich als Auszeichnung für sein ethisches Handeln metaphorisch in den Rang eines Gottessohnes erhoben wurde. Manch ein bosnischer Intellektueller, wie der vor wenigen Jahren in Berlin verstorbene *Mustafa Kalajdžić*, halten deshalb arabischen Glaubensbrüdern gern vor, sie – die Bosniaken – seien die frühesten Muslims überhaupt, sie hätten sich bereits vor Mohammed zum Islam bekannt.

So war die aus dem Jahre 697 stammende «älteste Moschee Europas» in Ustikolna wohl als Bogomilen-Kirche erbaut worden. Für die Gross-Serben

war das ein Grund mehr, jene Moschee nicht nur zu zerstören, sondern jeden einzelnen Stein fortzuschaffen. Sie haben schon immer behauptet, beim Bogomilen-Ursprung der bosnischen Muslims handle es sich um eine Legende, an der kein Wort wahr sei. In Wirklichkeit seien die Bosniaken alle Türken.

Die Bekehrung ausgerechnet zum arianischen Christentum, die ja auf der Bibelübersetzung ins Westgotische beruht, lässt darauf schliessen, dass es sich beim Kern der Bosniaken um Gotenreste handelt, die sich sprachlich einer immer slawischer werdenden Umwelt anpassten. Nach Meinung mancher Gelehrten handelt es sich um den ersten Slawenstamm, der zu Beginn des siebenten Jahrhunderts in diesen Teil des Balkans vordrang und sich mit der ursprünglichen albanisch-mazedonischen Bevölkerung vermischte. Serben und Kroaten sind erst etwa hundert Jahre später nach Jugoslawien gelangt, und haben dann die bereits ansässigen Bosniaken immer weiter eingepfercht, ein Vorgang, der über die Jahrhunderte fort dauerte, und von dem wir zurzeit die Endphase zu erleben scheinen.

Zwischen den Mahlsteinen

Einige Historiker vertreten die Meinung, bei den Bogomilen habe es sich um eine im 10. Jahrhundert entstandene Sekte der Manichäer gehandelt. Entscheidend dürfte sein, dass es bei der Bekehrung der Bosniaken erst zum arianischen Christentum, dann vielleicht zum Manichäertum und schliesslich zum Islam nicht allein um Ablehnung der Trinitätslehre und der wörtlichen Gottessohnschaft Jesu ging. Es war wohl primär nicht einmal eine Glaubensfrage, sondern eine Form der völkischen Selbstbehauptung zwischen den Mahl-

steinen mächtiger Nachbarn. Immerhin hat das dazu geführt, dass Bosniaken bereits im 12. Jahrhundert eine Rolle am Kalifenhof in Córdoba spielten, d.h. mehr als hundert Jahre bevor der erste Türke im Jahre 1304 seinen Fuss auf Balkanboden setzte. Auch wenn es sich bei jenen «Ur-Muslims» nur um zwei Dutzend bosnischer Dörfer gehandelt haben sollte und die grosse Welle der Bekehrungen im Jahre 1463 stattfand, so ist doch der bosnische Islam kein reines Türkenprodukt. Im übrigen war das Verhältnis zwischen Bosniaken und Türken selten spannungsfrei, während die Serben erst einmal zweihundert Jahre lang die engsten Verbündeten der Osmanen waren, und durch diese aus dem ärmlichen Kosovo in die viel fruchtbareren Gebiete um Belgrad gelangten, die zuvor den Ungarn unterstanden. Während bei den Serben fast ausschliesslich Adlige den Islam annahmen, war in Bosnien vornehmlich die einfache Landbevölkerung muslimisch.

Systematische Auslöschung einer mehr als tausendjährigen Identität

Im kommunistischen Jugoslawien war eine Zeitlang sogar eine Liedergattung verboten, die rein einheimisch-bosnischen Ursprungs ist, von den Behörden jedoch als «türkisch» abklassifiziert wurde, dabei enthalten jene slawischen Weisen nicht einmal Anklänge an orientalische Musik, und vom Islam ist in den Liebesliedern ohnehin keine Rede.

Bis vor wenigen Monaten war Bosnien noch voll von historischen Spuren der Bogomilen, vor allem Grabstätten. Die systematische Bombardierung und Zerstörung all jener Kulturdenkmäler, wie wir sie seit April 1992 erleben, ba-

siert keineswegs nur auf ungezügelterm Barbarentum, sondern dient der bewussten Identitätszerstörung der bosnischen Muslims. Wer in Europa wusste bisher von den Bogomilen? Die völlige Spurentilgung soll es den Gross-Serben ermöglichen, die Bosniaken als Fremdlinge zu präsentieren, die nicht nach Europa gehören. Dabei war man gerade in Sarajevo bisher stolz darauf, Muslim und Europäer zu sein.

Seit nun die historischen Archive Bosniens sowie Sarajevos prachtvolle Staatsbibliothek zerbombt und in Flammen aufgegangen sind, Friedhöfe durch intensiven Beschuss mit schwerer Artillerie umgepflügt und die meisten Moscheen durch Bulldozer entfernt worden sind, bleibt nur noch ein Volk, das nirgendwo hinzugehört. Die Ausrottungskampagne, die von den grossen jüdischen Organisationen in den USA mit dem Holocaust verglichen wird, ist aber nicht das Resultat eines spontanen Massenwahns, sondern von langer Hand vorbereitet. In seinem Aufsatz *«Wir könnten alle Bosniaken sein»* macht der prominente spanische Schriftsteller *Juan Goytisolo* dafür messianistische Ideologen Gross-Serbiens sowie Intellektuellenkreise namentlich verantwortlich, insbesondere die Belgrader Akademie der Wissenschaften, an der die Vorstellung von der *«tausendjährigen allerreinsten Substanz der Nation»* entwickelt wurde¹.

Verwirklicht werden konnten diese Pläne hauptsächlich dank der US-Dollars des plötzlich als serbischer Ministerpräsident amtierenden Millionärs aus Kalifornien, *Milan Panic*. Er präsentiert sich als Friedensengel und schilt den lieben Gott, er hätte doch dem Moses ein elftes Gebot offenbaren sollen: *«Du sollst keine ethnischen Säuberungen durchführen!»*

Die Hinrichtungen in den Konzentrationslagern sind nicht nur das Werk betrunkenen Freischärler. In der Regel wird dabei gezielt vorgegangen, mit dem klar erkennbaren Zweck, die bosnische Elite auszurotten.

Diese Elite wird verkörpert durch Personen wie den jungen Aussenminister der Republik Bosnien, *Dr. Haris Silajdžić*. Dessen Vater, *Hafiz Kamil Silajdžić*, war Iman der Careva Džamija, Sarajevos zweitgrösster Moschee. In den fünfziger Jahren war er noch Opfer von Verfolgungen als «muslimischer Separatist». Niemand in der Familie Silajdžić ist je Islamist, also Anhänger der fundamentalistischen Ideologie des Islamismus gewesen.

Die islamische Elite Sarajevos war alles andere als mittelalterlich oder fundamentalistisch-faschistisch, sondern auffallend weltoffen und tolerant. Ihre Mitglieder waren stolz darauf, Europäer des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu sein. In ihrer ständigen Bedrängnis haben sie verständlicherweise oft dazu geneigt, einzelne Staaten oder Führerpersönlichkeiten in der Welt des Islam zu glorifizieren. So hat manch einer zeitweilig von *Ghadhafi* und dann von *Khomeini* geschwärmt, doch haben sie sich nie als Fünfte Kolonne verstanden oder gar missbrauchen lassen.

Im übrigen haben sie immer wieder feststellen müssen, dass Freundschaft mit dem kommunistischen Belgrad den arabischen Helden mehr bedeutete als Bruderschaft mit dem muslimischen Sarajevo.

Wenig Unterstützung

Die den Saudis nahestehende internationale Wochenzeitschrift *«Al-Watan Al-'Arabi»* berichtete, ein Teil der serbi-

schen Waffen stamme aus Beständen, die der Irak während des «Wüstensturmes» im blockfreien Jugoslawien in Sicherheit gebracht hätte. Das Islami-stenblatt «*Al-Muslimúm*» nannte *Milosevic* einen «serbischen *Saddám*» und reproduzierte Ankündigungen König *Fahds*, wonach der «Hüter der Heiligen Stätten» demnächst ernste Schritte unternehmen werde. Ein halbes Jahr nach Ausbruch des Krieges in Bosnien befanden sich die arabischen Glaubensbrüder noch immer in einer Vorstufe zur Prüfung der Lage.

Den Türken geht das bosnische Drama verständlicherweise nahe; denn zahllose Türken sind bosnischer Herkunft, insbesondere in der Bildungsschicht der Westtürkei. Doch ist die Türkei an ihrer Ostgrenze vollauf beschäftigt. Abgesehen vom Bürgerkrieg in den kurdischen Regionen liegt Ankara in einem Ringkampf mit Teheran – einem Wettkampf um Einfluss in den neuen Muslim-Repu-

bliken der ehemaligen Sowjetunion. Ferner könnte ein Eingreifen der Türkei zugunsten Bosniens den Kriegsbeitritt Griechenlands auf Seiten Serbiens provozieren.

Wirksame Unterstützung für den Freiheitskampf der Bosniaken kam bis September 1992 allein von Marokko, das dank seines Sitzes im Sicherheitsrat die Möglichkeit hatte, mit Ungarn zusammen als energischer Gegenspieler der hinhaltenden Russen und Chinesen aufzutreten. Was die islamische Szenen anbelangt, so stand *Nasser Benjelloun*, Marokkos eloquenter Vertreter, lange allein auf weiter Flur. Über Nikosia aber, das kommerziell zu einem Ersatz-Belgrad geworden ist, fließt weiter iranisches Öl für die Kriegswirtschaft der serbischen Kreuzzügler.

Khalid Durán

¹ Juan Goytisolo, «Todos podemos ser bosnios», *El País*, 25. August 1992, S. 7–8.

«Kleinbürgerlich, kleinlich, klein»

Die Schweiz nach dem Urteil Graf Hermann Keyserlings

Graf Hermann Keyserling (1880–1946), der sich mit seiner Darmstädter «*Schule der Weisheit*» und etlichen, vermeintlich leicht lesbaren philosophischen Schriften¹ in der Weimarer Republik grossen Ruhmes und einer beachtlichen Leserschaft erfreut hatte, mittlerweile aber dem Nebel des Vergessens anheimgefallen ist², versuchte 1928 mit seinem «*Spektrum Europas*»³ eine Gesamtschau der europäischen Völker-

schaften aus der Perspektive eines kosmopolitischen Aristokraten zu geben. Diese Sichtung erkennt den Völkern grundsätzlich ihren «*Ewigkeitswert*» ab; denn höchstens ein Individuum trete mit dem Absoluten in Beziehung; die «*grössten Söhne*» als gelungene Abbilder nationaler Identität zu beanspruchen, sei deshalb unstatthaft. Die Aufgabe eines Volkes liege, so es Bedeutung für die «*Menschheit*» erlangen soll, da,

wo es eine eigentümliche Anlage ausgebildet, sich dadurch «zum berufenen Organ der Menschheit macht». («Spektrum» 13 f.): «Alle Völker als Völker sind nun einmal in erster Linie scheusslich» («Spektrum» 12). Detailliert, und, wie hier am Beispiel der Schweiz in Abblendung auf einen zeitgenössischen Verriss⁴ dargestellt werden soll, scharfsichtig, geht Keyserling auf die nationalen Eigenheiten und Verkümmierungen ein, wobei er sich trotz vielleicht ungerechtfertigten Verallgemeinerungen einer assoziativ – «psychoanalytischen» Methode der Ethnographie bedient, die häufig das Wesentliche trifft. Bei aller Skepsis, die gegenüber «völkerpsychologischen» Projekten angebracht ist, darf Keyserling keinesfalls als Vorreiter einer faschistoiden Rassenlehre missverstanden werden. Vielmehr entwirft er im «Spektrum» eine Typologie der Mentalitäten.

«Unter Völkern bietet meines Wissens kein zweites solch Beispiel intimer Tragik, wie das Schweizer Volk.» («Spektrum» 227) Die Verdrängung dieser Tragödie seiner eigenen Existenz führe zu «seelischen und wohl auch körperlichen Verbildungen», die zwar nicht als «Bedrückung» manifest würden, dafür als äusserlicher «Schönheitsmangel», der das Innere spiegle. Allerdings «sind die heutigen Schweizer in erster Linie ein psychologischer Typus» und hätten mit jenem «Geist der Unabhängigkeit, der Unbeugsamkeit, der zähen Arbeit» kaum mehr als den Namen gemein, verträten «keine grosse Idee mehr»:

«Sie sind nicht mehr die Pioniere und Protagonisten der europäischen Freiheit. Hier setzt denn das Intim-Tragische ein. (...) Die Schweizer sind ihrer heutigen Stellung gar nicht angepasst. Sie halten nicht nur nach wie vor auf rührende Weise daran fest, dass das Althergebrachte

Eidgenössische vor allem zählt: sie halten sich als Nation und Idee für vorbildlich. In den Augen der gesamten übrigen Welt existieren sie aber heute ausschliesslich als Wirtsvolk und Wirtsland im weitesten Verstand. (...) Das Schweizerisch-Völkische erfordert einen so engen Rahmen, dass jede Erweiterung desselben, schon gar jedes Heraustreten aus ihm, das Positive des Urbilds zerstört.» («Spektrum» 231)

Zweifellos fristeten daneben auch vorbildliche «Pastoren, Erzieher und Ärzte» ihr Leben mit einem Schweizerpass, doch sie «wissen meist, dass ihre moderne Rolle eben auf der Funktion, nicht der Nation beruht, die gewissermassen ihre Privatsache ist». Trotzdem mangle «der Mehrheit der gebildeten Schweizer» «die psychische Anpassung» an die Anforderungen der Gegenwart. («Spektrum» 233)

«In der neuen Welt müssen die Schweizer immer mehr ein reines Wirtsvolk werden, sofern sie ihre Selbständigkeit behalten wollen; Fremdenindustrie im weitesten Verstand ist da ihr gottgewollter Beruf. Das kleine Land als solches, das dank besonderen Umständen das Bild eines mittelalterlichen Freistaats in die Moderne hinüberrettete, wird im inniger zusammenhängenden Europa unmöglich mehr bedeuten können, als eine besonders gut verwaltete Stadt, in der unter Umständen besonders tüchtige Spezialisten wohnen.»

Somit erführen die Schweizer ihre eigentliche Berufung in der Dienstleistung für andere.

Das hiesige Weltverständnis sei dem linearen Fortschrittsdenken des vorigen Jahrhunderts verpflichtet, es glaube sich auf dem Gipfel angelangt und verleugne eine zyklische oder dialektische Bewegung der Geschichte:

«Die fortgeschrittensten Länder im Sinn der Ideale des 19. Jahrhunderts sind heute, soweit ich urteilen kann, neben der Schweiz, Neuseeland und Schweden, denn dort ist der grössten Zahl das <fortgeschrittenste> Leben gewährleistet; dort herrscht auch die konsolidierteste soziale Moralität. (...) In der Schweiz nun mag es materiell noch so wechselnd gehen, institutionell und moralisch ist sie dermassen saturiert, dass ihren Bewohnern die blossen Idee eines möglichen Fortschritts im grossen über ihren Zustand hinaus widersinnig vorkommt; zumal sie innerlich bei der Reformation stehengeblieben sind; was seither geschah, zog ihre Seelen nicht mehr in Mitleiden-schaft.» («Spektrum» 236)

Daher kennt Keyserling «heute keinen schlimmeren Pharisäer als den begüterten, gebildeten und zumal den schreibenden Schweizer», denn der Pharisäer verkörpert jenen Menschen, «für den es kein Weiterkommen gibt». Persönliche Kränkungen mögen dem Grafen die Schweiz zusätzlich verleidet haben, was August Rüegg⁴, sein Schweizer Kritiker, nebst «dem Ohnmachtsärger eines depossidierten Grundherrn» für den eigentlichen Beweggrund der «derben Zornesblöcke» ansieht⁵ – C. G. Jung jedoch habe gleich zu Anfang der heftigen Debatte erkannt: «Dass die Schweiz unangenehm auf Keyserling reagiert hat, beweist keineswegs Ablehnung, sondern dass der Schuss sass.»

«Sicher äusserte sich die schweizerische Verkrampftheit nicht so, wenn die Schweizer nicht Deutsche wären. Das sind sie nun so sehr, dass das nationale Schweizertum als Karikatur des Deutschtums am besten zu bestimmen ist. Denn der Deutsch-Schweizer hat der Schweiz diesen Typus gegeben, die erst später dazu gekommenen Welschen sind

nur angeschweizerte Romanen. (...) Die französischen Schweizer sind ihrem Wesen nach französische Protestanten aus besonders enger Provinz, (...) sie fühlen sich eben sowohl als Franzosen wie als Schweizer nicht ganz sicher.» («Spektrum» 238)

Neutralität als ein sehr gewinnbringendes Geschäft beinhalte stets «Feigheit und letztlich Gemeinheit» – Albert Schweitzer könne als Zeuge dafür aufgerufen werden, dass «zwischen Neutralität und Schiebertum (...) jede feste Grenze» fehle. Auch in der Asylfrage «erweist sich, dass alle Schweizer Tugenden einen engen Rahmen voraussetzen».

«Und wie das Schweizervolk in seiner Sachlichkeit und Billigkeit die Karikatur des Deutschen darstellt, so tut es dies in seiner Bürgerlichkeit. Es ist heute das (sic) Prototyp eines Kleinbürgervolks; es ist absolut auf den kleinen Mann hin typisiert.» («Spektrum» 242)

Das helvetische Bewusstsein beschwöre noch immer die eigenen Landsleute als «Pioniere der Freiheit, des Fortschritts. Dass sind sie aber nicht mehr, denn die Freiheit, die sie meinten und vertraten, ist seither Gemeingut geworden; sie sind insofern ihre eigenen Klassiker». Erkenntnisse Paul Nizons vorwegnehmend⁶, fügt Keyserling hinzu: «Ein hervorragender Schweizer muss in seinem Land beinahe ebenso Versteck spielen, wie ein Monarchist in Sowjet-Russland.»

«Die Schweiz wähnt das Land der Freiheit zu sein und ist heute in Wahrheit das der äussersten Enge, nämlich im (...) über allen Wert entscheidend innerlichen Sinn. (...) Dementsprechend ist die Schweiz (...) in allen Hinsichten Provinz. (...) In der Schweiz herrscht gerade

das Ideal der Enge, denn das ist eins mit dem Ideal des kleinen Mannes.» («Spektrum» 246)

Namentlich auf die Reichen ist die Feststellung gemünzt, die – vom *«Fluch ursprünglichen calvinistischen Geistes»* verfolgt – den Wohlstand gegen aussen verheimlichten, selber aber um so mehr für ihren Besitz lebten: *«Sie denken und fühlen im Sinne des Sparstrumpfs der Kleinbürger. «Gediegenheit» ist ihr eines Ideal. Sie verstehen überhaupt nicht auszugeben.»* Diese Manie, welche sie als Tugend rühmten, verursache die *«Hässlichkeit des heutigen Schweizer Typs»*. Keyserling verschreibt der Schweiz *«eine nationale Psychoanalyse»*, das Eingeständnis ihres *«wahren Zustandes»*:

«Bei den Schweizern, die als Typen der neuen Schweizer Situation schon angepasst sind, fehlt ja schon heute alles wesentlich Hässliche. Diese müssen zur Norm werden. Die heutige Schweizer Selbstgerechtigkeit muss sich in echte Bescheidenheit verwandeln. Die Schweiz muss einsehen, dass auch auf ihrem Boden die alte Zeit um ist, und das sie neu werden muss. (...) Die Schweizer waren in den letzten Menschenaltern ein Volk der kleinen Leute. Sind sie dies wesentlich, dann dürfen sie nur das wollen, was kleinen Leuten ziemt. Und als solche können sie eine richtige Menschheitssendung haben. Ein sehr grosser Teil aller Menschen gehört diesem Typus an: deren Rechte zu vertreten, wäre eine ganze Nation dieses Typs besonders berufen, für die Schwachen gegen die Mächtigen einzutreten. Aber leider steht die schweizerische öffentliche Meinung gerade in dieser Zeit wie nie vorher unterdrückter Minoritäten auf der Seite der Grossen und Mächtigen... Oder aber die Schweizer sind keine kleinen Leute mehr: dann müssen sie sich an neuen Normen bilden.

Soll ich Bestimmtes zu raten wagen? Die Schweiz sollte sich fortan an dem Schweizer Typ polarisieren, den heute meines Wissens Carl Gustav Jung am besten vertritt.» («Spektrum» 249)

Eine Alternative zur kriecherischen Geschäftigkeit des Schweizervolkes könnte demzufolge in der Rolle des Armen – und Entrechtetenadvokaten verwirklicht werden – wie sie sich etwa im *Roten Kreuz* kundtut.

Soweit die Paraphrase von Keyserlings «phänomenologischer» Kritik an den schweizerischen Verhältnissen, die nicht eine argumentativ-systematische sein will, sondern eine satirisch verdichtete Sammlung zahlreicher Beobachtungen, was der Verfasser in seiner Einführung auch einräumt:

«Wessen ich beim Schreiben ursprünglich bewusst war, war eigentlich nur der Drang nach Konkretem, Bestimmtem, Bildhaftem, und dann das Bedürfnis, einmal die ironische und satirische Seite meines Wesens auszuleben.» («Spektrum» 16)

Dem Leser empfiehlt er – von *«Humor»* und *«Überlegenheit»* abgesehen – die Beherrschung des vorangestellten paulinischen Mottos (Römer 3,23): *«Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten.»* Weiter heisst es:

«Aber einigen wird dieses Buch allerdings ein reines Ärgernis bereiten. Da lege ich Wert auf die Erklärung, dass ich dies nicht bedauere, sondern darauf hoffe. Ich hoffe, dass alle Pharisäer, alle Philister, alle Kleinlichen, alle Bourgeois, alle Humor- und Witzlosen sich so recht von Herzen ärgern möchten. Wem es an jeder Begnadung durch die Gottesgabe der Selbstironie gebricht, mit dem kann und will ich nichts gemein haben.» («Spektrum» 17)

August Rüegg rechtfertigt seine Replik im Vorwort mit dem Umstand, dass *«das Werk (...) wegen seiner Ausgelassenheit und Unverfrorenheit andauernd viele Leser»* unterhalten könne und *«geeignet»* sei, *«den Kredit des schweizerischen Namens im Ausland zu schädigen»*. Immerhin hält er es für möglich, dass *«an Beschimpfungen (...) ein Kern von Wahrheit sein»* kann, wiewohl er zuvor seine Leser bitten musste, den *«Unwillen sogleich wieder zu zügeln»*. Denn *«bei der ersten Lektüre des Artikels gerät einem das Herz in Wallung; man kann das Gefühl des Unwillens und Protestes nicht unterdrücken. Man müsste kein Schweizer sein und kein Ehrgefühl haben, wenn man das ruhig hinnähme.»* Den Vorwurf, sein Pamphlet im Stil eines *«schnoddrig hingeschmissener Feuilletons»* abgefasst und *«eine etwas disproportionale Art der Herzenserleichterung»* betrieben zu haben, mag man mit ebensolchem Recht wie Rüegg ihn an Keyserling adressiert gegen diesen selbst richten. Ob all des angestauten Verdrusses liest oder will er Keyserlings Satire höchst oberflächlich lesen (die Auswahl der Keyserling-Textstellen fällt dementsprechend einseitig aus). Erschreckenderweise erweist er sich aus heutiger Sicht über weite Strecken als ebenjene Figur, die Keyserling in seinem Bild des Schweizers persifliert.

«So erklärt sich z. B. der Vorwurf der Grobheit, den Keyserling uns macht. Es gibt sicher eine schweizerische Grobheit. Aber es gibt noch schlimmeres als grob sein, nämlich unfein sein, und im Unfeinsein übertrifft Keyserling die Schweizer. Das Spektrum strotzt von solchen Unfeinheiten. Damit will ich nicht sagen, dass man nicht auch in der Schweiz unfein sein kann. Nur sind es bei uns nicht Grafen, die Unfeinheiten schreiben, son-

dern Gewerkschaftssekretäre, und diese beziehen ihre Stilmuster überdies aus der weitem Heimat Keyserlings⁷.»

Die argumentative und sprachliche Subtilität dieser Passage bedarf keiner Erörterung... – andererseits bringt sie genau jene Selbstabkapselung der Schweiz zum Ausdruck, die Keyserling ihr ankreidet. Diesem Land (soweit Rüegg als sein Repräsentant angesehen werden kann), wenn darin auch kleinbürgerlicher Geist vorherrschend ist, können die *«Schwachen»*, als deren Vertreter sozialistische *«Gewerkschaftssekretäre»* auftreten, kein sonderliches Anliegen sein. Rüeggs Empörung mag sich aus mythisch überfrachteter Ablehnung *«fremder Richter»* erklären (zumal, wenn die ihre Adelstitel provokant hervorkehren); trotz beschwichtigender Worte über beabsichtigte Selbstprüfung artet diese Haltung zu Selbstgerechtigkeit aus.

Die Widersprüche, welche er in Keyserlings Polemik entdeckt haben will, lösen sich bei näherem Hinsehen und genauerer Lektüre auf: So behauptet Keyserling nicht, dass *«es in unsern Städten und Dörfern und Bergen und Tälern nur Wirte und Kellner und Liftboys gäbe»*, sondern schildert die Schweiz ein *«Wirtsvolk und Wirtsland im weitesten Verstand»*, was den Habitus der unterwürfigen Dienstleistung für andere zum eigenen Profit umreisst, wofür der Fremdenverkehr im engeren Sinn nur ein Symbol ist. Selbst Keyserling dürfte *«nicht entgangen sein, dass auch Rousseau, Pestalozzi, Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Burckhardt, Böcklin, Hodler und Spitteler, Corbusier und Honegger Schweizer gewesen sind oder noch sind, lauter Leute, die mit der Hotellerie sehr wenig (...) zu tun haben»*, ja gerade er betont immerzu die Vorbild-

funktion, die solche untypischen Gestalten haben müssten. Ob die genannten «grossen Söhne der Schweiz» von ihrer Gesellschaft nicht nur nicht getragen, darüber hinaus, vor ihrer Kanonisierung, angefeindet, zur Flucht getrieben worden sind (mit Ausnahme Hodlers?), lassen wir dahingestellt.

Weiter meint Rüegg, Keyserlings Feststellung, «*die Schweizer sind sämtlich kleinbürgerlich, kleinlich und klein*» widerspräche dem Vorwurf der Saturiertheit kontradiktorisch und übersieht, dass für Keyserling das Kleinbürgerliche besonders der Oberschicht angesichts der Tatsache einer vergleichsweise grossen wirtschaftlichen Prosperität mehr Maske denn Wesen ist, welche über die realen Verhältnisse hinwegtäuschen soll, sie dennoch nicht vertuschen kann. Dass die Schweizer sich eben mit ihrem Mummenschanz identifizieren, macht sie zu gebrochenen und fragwürdigen Existenzen.

1914–1918 habe sich die von Keyserling so schnöde verurteilte Neutralität aufs beste bewährt (und sollte es zwischen 1939 und 1945 noch einmal tun):

«Die Schweiz hat auch einen Weltkriegsmythus, sie hat ihren eigenen, und auch der ist in nichts dem der andern an Grösse nachstehend. Ich muss sagen, so gross der Eindruck ist, den das Himmel und Erde, Meerestiefen und Höllenschlund durchtobende Rasen der Zerstörung an sich machte, mir gefällt das Bild der kleinen Felsenklippe, welche dem Rasen der Stürme Trotz bot und dem stets höher schwellenden Wogen bis zuletzt standhielt, das Bild jenes Völkleins, das trotz aller Versuchungen und Lockungen, Gefahren und Drohungen, vier Jahre lang sagte: <Nein, ich mache nicht mit, dies ist nicht mein Streit; in dem Ding haben wir nichts zu schaffen; das ist der

pure Wahnsinn; wir wollen nicht auch verrückt werden>, und sich zusammennahm und Wälle und Dämme baute und dabei noch Zeit fand, armen Gestrandeten zu helfen und sich (sic) trotz der Sorgen für sich und trotz des Mitleids mit den andern und trotz des fast unabweisbaren Bedürfnisses irgendwie Partei zu ergreifen, den Kopf nicht verlor, sondern klarblickend und ruhig wartete und betete und arbeitete, während die Kanonen nicht aufhörten zu donnern, das Volk (,) das in seiner Verlassenheit keiner Psychose des Fatalismus und keinem defaitistischen Anfall erlag, das gefällt mir so gut wie das Bild des Kriegers selbst. Wen irgend etwas, so war das gross, heroisch gross. Dieses Nein der Schweiz war, ich wage es zu sagen, weil es gegenüber Keyserling gesagt werden muss, die intellektuelle (sic) und moralisch grösste staatsmännische Tat, der sublimste Vitalitätsbeweis des Schweizervolkes in seiner ganzen Geschichte⁸.»

Gerne gesteht Rüegg nach seinem Pannegyrikos ein, dass die schweizerische Demokratie nie «*etwas Brillantes und Imposantes*» war; er demonstriert «*unserer jüngeren Generation*» gleichwohl ihre unleugbaren Verdienste, ungeachtet «*ihre(r) Neigung zum Kompromiss und zum Notbehelf, ihre(r) Unfähigkeit zum grossen Entschluss*». Nur soll sich die Jugend nicht von aristokratischen Idealen, «*von Blut und Stand*» verblenden lassen.

Eine humoristische Persiflage des Schweizertums, wie sie George Bernard Shaw mit seinem Hauptmann Bluntschli⁹ vorlegt, lässt sich Rüegg gerne gefallen, denn dieser Offizier in serbischen Diensten hat zwar die «*Nase (...) eines eigenwilligen Babys*», darüber hinaus aber auch «*stramme soldatische Haltung und energische Manieren*» und «*gibt sich*

zynisch, selbstisch, scheinbar unritterlich *«wie ein commis voyageur in Uniform»*, sagt sein martialischer Rival, ein *«Bourgeois bis auf die Stiefelabsätze»*¹⁰.» *«Das ist nun ein Bild des modernen Schweizers, das im Grund sicher auf ähnlichen Eindrücken beruht, wie das Keyserlings; es ist sehr realistisch, offenbar in naturalistischem Sinn, als Kontrastfigur gegen die romantischen Serben und Bulgaren, karikiert, und deshalb gewiss nicht schmeichelhaft, aber es ist ohne Ressentiment, ohne Feindseligkeit und nicht eindeutig, sondern menschlich lebensvoll gezeichnet.»* Wäre es nicht vielleicht angebrachter, Shaws virtuose Kombination gängiger Klischees und ironische Idealisierung zu bescheiden, wogegen Keyserling das Vorgefundene – wenn auch aus der erhabenen Warte des Weltgeistes – gebraucht in der Absicht satirischer Überhöhung?

Uns kann, nach Belehrung durch eine Schriftsteller- und Historikerriege¹¹, die sich quasi unbewusst in der Nachfolge Keyserlings kritische Ideale angeeignet hat, der Protest der Gebildeten unter seinen Verächtern bei der Publikation des *«Spektrums»*, für die Rüegg ein anschauliches Exempel abgibt, kaum mehr einleuchten.

Ein aktuelles Beispiel dazu, findet sich bei Adolf Muschg¹²: *«Die Schweiz: das Land der Pragmatischen Reaktion. «Horch, was kommt von draussen rein»? Was davon allenfalls zu übernehmen, nachzutun war, musste seine Kinderkrankheiten ausgewachsen haben. Es musste mit unserem System verträglich geworden sein, ohne dass sich dieses darum zu wandeln brauchte. Geschichtliche Neuheiten hatten bei uns in der Form ausgereifter Modelle anzukommen. Das Lehrgeld dafür zahlten die andern, deren Fehler wir nicht nachmachen wollten.*

Die andern waren es auch, die aus ihren Übertreibungen die fällige Lehre zu ziehen hatten. Wir waren der Sonderfall. Hochmut verkniffen wir uns klugerweise. Lieber machten wir in bescheidenem Stolz darauf aufmerksam, dieses oder jenes passe eben nicht zu unseren Verhältnissen (der Kleinstaatlichkeit, der Neutralität, der föderalistischen Struktur, der Gemeindeautonomie, der direkten Demokratie). Um ungeschoren, unverdächtig zu bleiben, kehrten wir den Gerne-Klein heraus; dass sich diese Kleinheit auf Feinheit reimte, brauchten wir nicht zu betonen. Die andern bestätigten es ja lange Zeit auch unverlangt. Was nicht «erdauert», im «Vernehmlassungsverfahren» vorweg abgesichert, von unberechenbarem Konfliktstoff gesäubert war, passte nicht zu uns. Dass diese politische Vorwäsche sich mit Geschäften vertrug, die andern nicht passten, weil Sauberkeit im Zusammenhang mit Fluchtkapital und schmutzigem Geld eine ganz eigene Farbe gewinnt – wie Säuberung im Zusammenhang mit Flüchtlingen oder Nestbeschmutzern –, empörte uns zwar, doch immer noch etwas mehr über die Anmelder des Sachverhalts als über diesen selbst. Wir blieben liberal genug, unseren Tugenden eine Kehrseite zuzubilligen. Der Spass hörte erst auf, wenn andere aus dem Schatten, den wir warfen, auf die Figur schlossen, die wir in der Welt machten.

Dass aber der Tag kommen würde, wo auch diese historische Figur und ihre Er rungenschaften nicht mehr zu dieser Welt passen, uns darin keinen Vorzug mehr garantieren, keinen Vorteil mehr verschaffen würden: dieser Fall lag jenseits des Vorstellbaren – bis gestern.»

Im Gegensatz etwa zu Nizon gewichtet Keyserling den fundamentalen Einfluss der *«protestantischen Ethik»* auf die

Stilisierung der Kleinbürgerlichkeit und der Kulturfeindlichkeit stark (als Schweizer sei man eben, wie Rüegg vermutet, der Sachlichkeit, sogar der Neuen zugetan), welche als treibende Kraft dem eingefleischten Kampf gegen Adel und feudale Verhältnisse hilfreich zur Seite steht. Adel wird hierzulande mit Fremdherrschaft gleichgesetzt, weshalb das Keyserlingsche Ideal geistiger Aristokratie im platonischen Wortsinn keiner Nachsicht teilhaftig wurde. Immerhin hat die «Igelpsychose» auch ohne «nationale Psychoanalyse» bis auf den heutigen Tag beträchtlichen, insbesondere wirtschaftlichen Gewinn gebracht.

Trotzdem könnten wir gezwungen sein, Keyserlings Ratschläge, auch ohne seinen sonstigen Lehren zu verfallen und seiner Analyse der Schweiz letzte Beweiskraft einzuräumen, wenigstens zu erwägen – die «*Ehre der Nation und der national Denkenden*»¹³ sind ihm schon plastisch genug ins Gewissen gebrannt worden...¹⁴

Andreas Urs Sommer

¹ «Das Reisetagebuch eines Philosophen» (1919), «Schöpferische Erkenntnis» (1922) und «Südamerikanische Meditationen» (1932) seien für weitere stellvertretend genannt. – ² Im Zuge einer synkretistischen und systematischer Vernunft abholden, dafür «esoterischen» «New-Age»-Bewegung wäre eine Keyserling-Renaissance in vielfacher Hinsicht angezeigt. Als ein Anzeichen hierfür mag die Neuedition des «Reisetagebuches» (Frankfurt a. M./Berlin: Ullstein 1990) eingeschätzt werden, das vornehmlich die Eindrücke des Grafen in Ostasien verarbeitet und die Neuorientierung Europas an

Buddhismus und Konfuzianismus nahelegt. –

³ Graf Hermann Keyserling, *Das Spektrum Europas* (1928), Berlin⁵ 1931 («Spektrum»).

– ⁴ Aug(ust) Rüegg, *Graf Keyserlings Urteil über uns Schweizer*, Basel (1930). – ⁵ Rüegg,

a.a.O., S. 7 bzw. S. 33. – ⁶ Paul Nizon, *Diskurs in der Enge* (1970); in: P. N., *Diskurs in der Enge / Verweigerers STECKbrief*. Schweizer

Passagen, hrsg. von Peter Henning, Frankfurt a. M. 1990, S. 167 und passim. – ⁷ Rüegg,

a.a.O. S. 17. – ⁸ Rüegg, a.a.O., S. 48 f. – ⁹ Georg Bernard Shaw, *Arms and the Man – An Anti-romantic Comedy* (1894); in: G.B.S.,

Plays Pleasant (1898), Edinburgh 1965, p. 17–89 (ins Dt. als «Helden» übersetzt von Siegfried Trebitsch; in: G.B.S., *Drei Komödien*,

Frankfurt a. M./Hamburg 1967, S. 97–180). – ¹⁰ Rüegg, a.a.O., S. 35. – ¹¹ Bei Peter von

Matt, *Der Zwiespalt der Wortmächtigen*. Essays zur Literatur, Zürich 1991, S. 39 lesen wir: «Mit dem 46er Tagebuch von Max Frisch,

ganz genau mit der zweiten Eintragung darin, die erstmals von «Andorranern» redet, beginnt jene grosse intellektuelle Bewegung eines analytischen Patriotismus, die es auf den

gutgelagerten Bestand einheimischer Denkverbote und Gefühlsbefehle abgesehen hatte, wie er sich in den Jahren, wo es ums Da-

vonkommen ging, eben angesammelt hatte.» – ¹² Adolf Muschg, *Die Schweiz am Ende – Am Ende die Schweiz*, Frankfurt a. M. 1990,

S. 14 f. – ¹³ Rüegg, a.a.O., S. 31. – ¹⁴ Keyserlings Gehirn wird – kurioserweise – vom Hirnanatomischen Institut der Universität

Bern in einem Eichenschrein verwahrt – «das merkwürdige Schicksal des Keyserling'schen Gehirns» würde «mit seiner Odyssee einen berührenden Novellenstoff» abgeben, meint G. Pirelli, *Schädel und Hirn des Menschen – Irrwege eines Gehirns*. Veröffentlicht zum

50jährigen Jubiläum des Hirnanatomischen Institutes der Universität Bern, Ostermündigen 1984, S. 35.

«Diskurs in der Enge» und «Standortmeldung»

Nachgeschlagen bei Paul Nizon und Karl Schmid

Was hier versucht wird, leiht seinen Titel zwei Autoren, die vor rund zwanzig Jahren Analysen über schweizerische Befindlichkeiten abgaben: über das Selbstverständnis der Nation, ihre Stimmung und ihre Zukunft *Karl Schmid* in seinen «Standortmeldungen» von 1973; über die bedrückende kulturelle Atmosphäre des Landes *Paul Nizon* in seinem Essay «Diskurs in der Enge», der 1970 zum erstenmal erschien. Nizon, der wie *Alberto Ciacometti*, *Le Corbusier* und *Blaise Cendrars* dieser Enge entflohen und in Paris lebt, ist im vergangenen Dezember mit dem Literaturpreis der Stadt Zürich ausgezeichnet worden. Dass die Ehrung des «weltsüchtigen» Sprachwanderers, dem die Fremde schöpferische Herausforderung ist, genau an dem Abstimmungssonntag stattfand, an dem das Schweizervolk und die Stände die Ratifizierung des Europäischen Wirtschaftsraums ablehnten, ist eine bittere Pointe. Die Frage nach den Gründen, warum nicht wenige der kreativsten und bedeutendsten Künstler die Fremde suchen, warum es insbesondere immer wieder bei Schriftstellern (wenn auch längst nicht bei allen) ein «Unbehagen im Kleinstaat» gibt und bei andern eine Verweigerungshaltung allem Offiziellen gegenüber, spielte in dieser Auseinandersetzung allerdings keine Rolle. Interessen, Chancen, Vorteile und Nachteile, Zukunftsängste und Zukunftshoffnungen wurden abgewogen, nicht in Erwägung der Bereitschaft zur Solidarität und zur Gemeinsamkeit mit anderen Ländern, sondern im Bestreben, das Eigene auf alle Fälle zu bewahren. Es war – auf seine Weise – ein Diskurs in

der Enge. Ich frage mich, wie Karl Schmid's Standortmeldung nach dieser Erfahrung lauten würde. Sicher sähe er sich darin bestätigt, dass unsere Vorstellungen von nationaler Identität, unser Selbstverständnis eben, die Verbindung mit übergreifenden Institutionen ablehnt, auf Selbst- und Eigenständigkeit besteht und damit gewiss immer auch etwas «Provinzielles», ja «Seldwyli-sches» hat. Eine sehr überraschende Feststellung kommt hinzu: Dieses Selbstverständnis, das man in den achtziger Jahren eher für gefährdet, nach der Abstimmung über die Abschaffung der Armee und nach den umstrittenen 700-Jahr-Feiern mit dem «Boykott» in der Kulturszene für geschwächt hielt, manifestierte sich in der Weigerung, zusammen mit den EFTA-Staaten einen Vertrag mit der EG über Rechte und Pflichten innerhalb eines gemeinsamen Marktes zu schliessen. Offenbar decken sich die Bilder nicht, in denen sich Schweizerinnen und Schweizer selbst erkennen; unter den Befürwortern des EWR wie vor allem unter seinen siegreichen Gegnern sind die Unterschiede im Selbstverständnis erstaunlich gross. Aber dass diese Vorstellungen in der Auseinandersetzung um eine Entscheidung, die als historische Wegscheide empfunden wurde, von starker Leuchtkraft und Wirkung gewesen sind, kann man nach der hohen Stimmbeteiligung nicht bestreiten. Erst noch sah es so aus, als müsse man die «nationale Identität» mit den Methoden wissenschaftlicher Programme suchen, und jetzt erweist sich, dass mindestens zwei, wenn nicht mehrere Identitäten virulent sind. Es wird uner-

lässlich sein, genau zu erforschen, ob und inwiefern sie sich dennoch berühren oder überschneiden und welche gemeinsamen Positionen bei aller Gegensätzlichkeit auszumachen sind. Das Kartenbild, das ablehnende und zustimmende Kantone in kontrastierenden Farben darstellt, macht uns den Gegensatz zwischen dem Welschland und der Deutschschweiz anschaulich. Die Trennungslinie verläuft entlang der Sprachgrenze. Dass der Kanton Tessin und die beiden Basel gegenläufig zu diesem Befund sind, vermag ernste Besorgnisse nicht zu beschwichtigen.

Aber zurück zum Literaturpreis der Stadt Zürich. Paul Nizon ist Deutschschweizer, aber er lebt in Frankreich; er schreibt in deutscher Sprache, aber seine Werke sind Teil auch der französischen Gegenwartsliteratur. In seiner Zürcher Dankrede kam er auf seine Situation zu sprechen, nämlich die Situation eines Künstlers, der die Freiheit, das Leben, das Unbekannte sucht. Schon 1988 schrieb er einen «*STECKbrief*» auf einen, der wie er sich dem Land seiner Herkunft verweigert. Darin steht zu lesen: «*Aus dem bisher Gesagten versteht es sich eigentlich von selbst, dass ein, sagen wir Lebenssucher vom Schlage des hier behandelten Subjekts schwer auf bürgerlich-nützliche Weise integrierbar scheint, zudem in ein System, das in überwältigender – man denkt: von schierer Lebensangst diktierter – Weise im Materialismus und Konservatismus ergraut; so sehr, dass man den Eindruck gewinnen kann, Stillstand und Immobilismus und ein entsprechendes Insichgekehrsein seien Staatsmaxime.*» Es wäre höchst ungerecht und eine Verkennung der Situation, wollte man in dieser etwas holzschnittartigen und sarkastischen Beschreibung den Typus identifizieren, der sich den aussenwirtschaftspoliti-

schen Vorschlägen des Bundesrates, der grossen Parteien und der Verbände verweigert hat. Aber man kann ohne viel Phantasie erraten, in welcher Weise etwa an Stammtischen der Deutschschweiz die zitierte Aussage Nizons kommentiert würde: Einer, der solches schreibt, noch dazu ein Ausgewandelter, braucht doch nicht ernstgenommen zu werden. Andererseits könnte ich mir denken, dass Nizons Sätze, 1988 geschrieben, im Welschland wie ein Abstimmungskommentar gelesen würden. Und dies nicht nur deshalb, weil man in der Romandie die Deutschschweizer verallgemeinernd so sehen könnte wie Nizon, sondern auch darum, weil die Romands zur Literatur und zur Kultur eine innigere Beziehung haben. Und sicher ist jedenfalls, dass wir darum besorgt sein müssen, den «*Diskurs in der Enge*» mit allen zur Verfügung stehenden Kräften durch das Gespräch zu ersetzen, das der Welt weit geöffnet ist. Die Botschafter, die unsere Bereitschaft dazu hinaustragen, sind aber gerade die bedeutenden Schriftsteller, die Maler, die Komponisten und Interpreten, die Forscher und Lehrer an den Universitäten. Sie alle sind auf Zusammenarbeit und Austausch angewiesen und nicht im geringsten an einer Schweiz interessiert, die sich abkapselt und als Insel der Selbstgenügsamkeit versteht. Sie werden es jetzt bestimmt nicht leichter haben.

Karl Schmid hat vor zwanzig Jahren schon erwogen, ob nicht vielleicht zwischen der Wirklichkeit, in der wir Schweizer leben – der Wirklichkeit eines Industriestaates der modernen Zeit –, und dem Vaterland, von dem wir sprechen, wenn nicht ein Widerspruch, so doch eine Kluft bestehe. «*Sind wir nicht vielleicht zu sicher im Blick auf die Vergangenheit und zu mutlos gegenüber der*

Zukunft?» Dass wir eher zu verinnerlichten Geschichtsbildern und daher zu einer unbestimmten Opposition zur Gegenwart neigen, war für ihn die Frage. Als er – nochmals zehn Jahre früher – vor der Generalversammlung der Industriellen von Baselland in Liestal sprach, machte er allerdings deutlich, «dass das nüchterne Denken von uns zwar das Engagement für die europäische Einigung verlangt, uns aber von der Integrationsideologie in ihrer jetzigen Form trennt. Der Weg zu Europa geht nicht über die Bejahung Brüssels, sondern über die innere Entwicklung der europäischen Nationen, auch der schweizerischen. Der Mythos vom Glück im grösseren Zusammenhang, in grösseren Wirtschaftsräumen, ist trügerisch.» Und an anderer Stelle im gleichen Referat: «Für unsere Einstellung zur europäischen Integration darf nicht der Wille massgebend sein, grösser zu werden – heisst wohl auch: grössere Geschäfte zu machen –, und nicht die Hoffnung auf irgendeine Erlösung aus dem Unbehagen im Kleinstaat. Der Entscheid über das, was wir tun oder unterlassen wollen, muss in Kenntnis unseres Zusammenhangs mit Europa und der aussereuropäischen Welt getroffen werden, aber auch in Bewusstheit unseres Wesens und unserer Geschichte. Weder Ehrgeiz noch Ressentiment dürfen uns leiten; was nottut, sind Loyalität, Treue und Geduld. Die neue Ordnung Europas und das grosse Ganze, das da zu locken scheint: das alles ist ja noch gar nicht; es ist erst zu schaffen. Nur für die Ideologen ist alles einfach und geht alles schnell; die Geschichte aber hat einen langen, einen langsamen Atem. Davon wird auch die Geschichte der Integration Europas keine Ausnahme machen.»

Dies sagte Karl Schmid vor genau dreissig Jahren, im Frühjahr 1963. Seither hat sich die Welt und hat sich Europa total verändert, und in Brüssel wird man darauf pochen, dass mit dem Inkrafttreten des gemeinsamen Marktes und mit dem Vertrag von Maastricht gewaltige Fortschritte erzielt worden seien. Ob es aber Schritte in die richtige Richtung gewesen seien, daran müssen Zweifel erlaubt sein. Man wird die Frage nicht leichthin bejahen oder verneinen können. Aber wenn man nachschlägt in den Essays von Karl Schmid und in den Schriften Paul Nizons «Über den Tag und durch die Jahre», vielleicht auch im Sammelband «Aspekte der Verweigerung in der neueren Literatur aus der Schweiz», wird man betreten feststellen müssen, dass unsere Abstimmungskampagne von 1992 wirklich ein Diskurs in der Enge war.

Anton Krättli

Karl Schmid wurde zitiert nach:

«Standortmeldungen. Über schweizerische Fragen.» Artemis Verlag, Zürich und München 1973. Im übrigen sei verwiesen auf die Neuausgabe von Karl Schmid's Schriften bei Novalis/Rothenhäusler, Schaffhausen und Stäfa, hier besonders auf den Band «Die Schweiz zwischen Tradition und Zukunft».

Paul Nizons Aufsätze «Diskurs in der Enge», erschienen erstmals 1970 im Kandeler Verlag, Bern. Eine Neuausgabe erfolgte, zusammen mit anderen Aufsätzen, darunter «Verweigerers STECKbrief», im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. Im gleichen Verlag erschienen 1991 unter dem Titel «Über den Tag und durch die Jahre» Essays und publizistische Texte. «Aspekte der Verweigerung in der neueren Literatur aus der Schweiz» ist herausgegeben von Peter Grotzer und beruht auf einem Sigriswiler Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften. Ammann Verlag, Zürich 1988.